

Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

Karlsruher Zeitung. 1784-1933 1924

10 (12.1.1924) Wissenschaft und Bildung

Wissenschaft und Bildung

Beilage zur Karlsruher Zeitung · Badischer Staatsanzeiger

Samstag, den 12. Januar

Vom „Untergang“ der Kulturen

Von Curt Amend.

Solange es eine Geschichtsschreibung gibt, arbeitet sie mit dem Begriff des Untergangs einer Kultur. Auch Spengler hat diesen Begriff übernommen und im Sinne seiner morphologischen Geschichtsauffassung speziell auf das Abendland angewandt.

Aber gerade die anhaltende Diskussion, die Spengler's morphologische Geschichtsauffassung in ihrer Übertragung auf das Abendland hervorgerufen hat, scheint mir zu zeigen, daß der ganze Begriff „Untergang einer Kultur“ auf seine Bedeutung und Richtigkeit hin noch einmal überprüft werden muß. Eine solche Prüfung wird mit der Feststellung zu enden haben, daß der Begriff nicht richtig, zum mindesten nicht eindeutig ist.

Es ist grundsätzlich falsch, von dem „Untergang einer Kultur“ zu sprechen. Denn gerade die Kulturgeschichte lehrt, daß eine Kultur faktisch noch nirgends „untergegangen“ ist. Möglich wäre ein Untergang doch nur dann, wenn gewaltige Natureinflüsse ganze Erdteile und damit auch die ihnen eigene Kultur restlos vernichten würden. Im Umkreis unserer geschichtlichen Überlieferung ist aber nirgends von einem derartigen Ereignis die Rede.

Was in Wirklichkeit untergeht, das sind die physischen und materiellen Grundlagen einer Kultur. Diese Kultur selbst aber bleibt leben. Die alten Babylonier, die alten Ägypter, die alten Hellenen sind tot. Aber ihre Kultur ist mit ihnen untergegangen. Sie lebt, auch heute noch, und zwar in einem Ausmaß, von dem sich die wenigsten eine richtige Vorstellung machen.

Was zunächst die hellenische Kultur anlangt, so bestimmt sie auch heute noch das Denken und Fühlen des Abendlandes. So nachhaltig, daß man, sofern überhaupt von einer einheitlichen abendländischen Kultur gesprochen werden kann, diese Kultur als im wesentlichen hellenistisch (oder im besten Falle als gemischt hellenistisch-gotisch) bezeichnen muß. Die große Periode, in welcher das Abendland im engeren Sinne, also Mitteleuropa, Westeuropa und Italien, die seinem Wesen adäquate Kultur befaßt, also die Periode der Gotik, ist zurückgedrängt worden von jener östlichen Mittelmeerkultur, die, orientalische Einflüsse mit hellenistischen vermischt, als klassisch bezugnehmend, jedem bekannt ist. Vom 15. Jahrhundert ab haben Renaissance, Humanismus und Reformation das gotische Kulturelement in den Hintergrund gedrängt und damit eine Entwicklung jäh unterbrochen, auf deren Bahnen allein die abendländische Menschheit zu einer wirklich eigenen Kultur hätte gelangen können. So ist es daher gekommen, daß das Abendland heute überhaupt keine einheitliche einheimische Geprägung besitzt, daß vielmehr mehrere Kulturen im Fühlen und Denken des Abendlandes um die Vorherrschaft streiten.

Wie sehr z. B. die Kunst und die Malerei seit dem 15. Jahrhundert von hellenistischen, jetzt auch romanisch genannten Einflüssen abhängig ist, darüber geben sich nur wenige Deutsche Rechenschaft. Und doch ist es eine Tatsache, daß seit jener Ära, die durch das Ende des 15. Jahrhunderts chronologisch markiert wird, kaum noch ein bildender Künstler in Deutschland gearbeitet hat, der nicht jenen Einflüssen tributär gewesen wäre; von einer so einseitigen Erscheinung, wie Rembrandt, natürlich abgesehen. Erst im 19. Jahrhundert machen sich wieder Künstler bemerkbar, die frei vom Romanismus ein wirklich deutsches Wesen zu pflegen wissen, nämlich Runge, Meißel, Schwind, Richter und Wilhelm Busch. Dagegen sind die zu ihrer Zeit wirklich führenden deutschen Maler und Bildhauer des 19. Jahrhunderts, und zwar vor allem auch die des Impressionismus, ohne jene Befruchtung mit romanisch bzw. hellenistischen Geist gar nicht denkbar. Wird heute also von „deutscher Kunst“ gesprochen, so muß man sich darüber klar sein, daß eine wahre deutsche Kunst seit dem Ende des 15. Jahrhunderts als selbständiger Zweig einer einheimischen germanischen Kultur eigentlich nicht mehr existiert.

Nur ganz wenigen überragenden Persönlichkeiten ist es gelungen, in ihrem Innern ein leidlich harmonisches Nebeneinander von gotischen und hellenischen Kulturelementen zu ermöglichen. Man denke an Goethe, an den Goethe des „Faust“ und der „Iphigenie“! Vielleicht trägt aber der deutsche faustische Mensch — ein Begriff, der ja erst seit dem 15. Jahrh. in Frage kommt — gerade deshalb die bekanntesten „zwei Seelen“ in seiner Brust, weil er seiner ganzen Erziehung nach kulturell bipolar eingestellt ist, d. h. stets zwischen dem gotisch-germanischen und dem hellenisch-romanischen Pol hin- und hergewankt.

Das Ringen dieser zwei Kulturen um die Herrschaft über die Geister beweist am schlagendsten die Wichtigkeit der Feststellung, daß eine Kultur an sich nicht unter-

gehen kann. Kultur ist begründet im Geistigen. Und das Geistige kann nicht völlig und für immer verloren gehen. Mag auch die Kultur der Gotik für Jahrhunderte im Bewußtsein des Abendlandes an die zweite Stelle gedrängt worden sein, so ist sie doch an sich keineswegs untergegangen. Sie besteht auch heute noch fort und beginnt sogar, sich wieder kraftvoller zu manifestieren, nachdem sie bereits im Barockzeitalter einen Versuch zur Wiederaufrichtung ihrer Herrschaft gewagt hatte. Es sind vorzugsweise gotische Elemente, an denen ein Teil der Künstler unserer Tage anknüpft, seitdem einmal Ruskin und Morris in England ganz bewußt das Signal zum Kampf gegeben hatten. Und was z. B. die italienische Kunst betrifft, so ist heute das Interesse für die noch wesentlich unter gotischem Einfluß stehenden italienischen Maler des 14. und 15. Jahrhunderts besonders rege.

Ziehen wir für unsere Feststellung noch andere Beispiele heran! Da sind vor allem die beiden großen Kulturen Asiens, die indische und die chinesische, die unsere Aufmerksamkeit zu beanspruchen haben. Die alte indische Kultur ist in ihren staatsrechtlich-politischen Grundlagen überwunden. Ihr Geist — und auf diesen kommt es an — lebt aber ungebrochen fort. Das ist eben das Entscheidende im Leben eines Volkes, daß es überhaupt aus sich heraus eine große Kultur schafft. Die staatsrechtlichen Formen mögen zerfallen werden, die physischen Kräfte mögen nachlassen, und auch das rein künstlerische Schöpfervermögen mag sich vermindern; jene große im Geist verankerte Kultur aber bleibt in ihren Grundzügen erhalten und wirkt weiter fort, nicht nur im Innern, sondern nach außen.

Wie sehr das gerade bei der indischen und ostasiatischen Kultur der Fall ist, zeigen uns die letzten Jahrzehnte klar genug. Von jener erhabenen Kultur, die China zur Zeit der Tang- und Sung-Kaiser (also vom 8. bis zum 13. Jahrhundert) entwickelte, zehrt heute nicht nur das chinesische Volk, obwohl ihm nur ganz wenige Denkmäler dieser Kultur erhalten geblieben sind, sondern von ihr hat auch die Gesamtkultur Japans ihre stärksten Impulse empfangen, Impulse, denen sich neuerdings auch das Abendland geistig und ästhetisch nicht mehr zu entziehen vermag. Mit welcher Macht jene Kulturbüte auch heute noch in China selbst fortwirkt, beweisen uns unter anderem die erstaunlichen Leistungen des heutigen China auf dem Gebiet einer künstlerisch wahrhaft imponierenden Architektur.

Und nun noch als Endbeispiel die Kulturen Amerikas und Afrikas. Die materiellen Grundlagen der Maya-Kultur in Mittelamerika waren längst vernichtet, als Cortez mexikanische Boden betrat. Und doch war das, was ihm in der Form der aztekischen Kultur entgegentrat, nichts anderes, als die Fortsetzung jener „untergegangenen“ Mayakultur. Die kunsthistorische und ethnologische Forschung hat sich dieser Kulturen, also der Mayakultur im weiteren Sinne dieses Wortes, der peruanischen Kultur der Inkas und der negerkulturen Afrikas (so vor allem der des Reiches von Benin) bemächtigt. Aber dieses Sichbemächtigen bedeutet für jene Kulturen selbst geistige Fortwirkung, also das Gegenteil von wirklichem Untergang.

Wie weit dieser Einfluß einer großen Kultur im einzelnen reicht, das hängt von den Umständen und von der Mentalität der die Kultur aufnehmenden Völker ab. Jedenfalls zeigt ein Rundgang durch die Kulturgeschichte, daß große Kulturen nicht untergegangen sind, und daß demnach der „Untergang der Kultur“ ein falscher Begriff ist, mit dem heute nicht mehr operiert werden sollte.

Werner Bergengruen

Von Will Scheller.

„Es gibt nämlich alles, einfach alles. Alles, woran wir als Kinder geglaubt haben, was wir in Märchen- und Sagenbüchern gelesen haben und woran die Väter geglaubt haben, als sie selbst noch Kinder waren. Ich bin allmählich dahinter gekommen.“ Ich — das ist der Verfasser jener „Geschichten vom anderen Ufer“, — die unter dem Titel „Rosen am Galgenholz“ (Dom-Verlag, Berlin) eine neue Persönlichkeit aus der wachsenden Gruppe deutscher Phantasten haben hervortreten lassen. Für diese Persönlichkeit und für die lebendig-menschliche Bedeutung ihres Verhältnisses zur Phantasie ist es schon kennzeichnend, daß sie gern in der ersten Person, in der Form unmittelbarer Rundgebung also die Erlebnisse zum Vorschein gibt, die zu schildern sie von innen heraus genötigt wird.

Die Hälfte der in dem genannten Buch Werner Bergengruens enthaltenen Erzählungen hat diesen Ton — so stark identifiziert sich der Dichter mit dem, was er gestaltet. Dieses „was“ kommt aber zu ihm von jenem

„anderen Ufer“, von jener „anderen Seite“ des Daseins, deren Kräfte neuerdings wieder die schämigen, vom Materialismus des neunzehnten Jahrhunderts gesponnenen Hüllen durchbrechend, ihr Vorhandensein geltend machen. Der Mensch verkehrt mit ihnen gemeinlich am leichtesten durch die Mittel des Traumes, u. der Traum ist es denn auch, der im Schaffen Bergengruens, in den Novellen zuvörderst, eine besondere Rolle spielt. Ein Traum bildet den Auftakt der „Rosen am Galgenholz“, indem von jenen Erkenntnissen die Rede ist, die, im Traum empfangen, unwiederbringlich verloren gehen, wenn sie nicht gleich festgehalten werden. „Träume“ heißt geradezu eine eigene Geschichte, in der verschiedene Anglizismen des Schlafenden Objekt der Darstellung sind, und traumhaft ist weiterhin Vieles, was in den vom Dichter geschilderten seelischen Erschütterungen entscheidend mitwirkt. Bergengruen gehört füglich zu jenen Schriftstellern hohen Ranges, die, von Poe und Hoffmann über Mayrnt und Ewers bis zu Frey und Ewain — um nur ein paar markante Erscheinungen zu nennen — als Pioniere einer allzu vorsichtigen Wissenschaftlichkeit erscheinen, indem sie mit der geistigen Durchdringung und Gestaltung eigenen Erlebens zum „anderen Ufer“ sich wagen, das von den meisten aus Kurzichtigkeit oder — aus Angst geleugnet zu werden pflegt.

Aber Bergengruen ist, mag er sich vielleicht als Mensch auch noch so sehr für das Okkulte interessieren — wobei er sich, wie seine Dichtungen erweisen, keineswegs auf irgend eine „Richtung“ des neuzeitlichen Okkultismus festlegt — doch in erster Linie Künstler, und das kommt schon in seinem ersten Novellenbuch unabweislich zum Ausdruck. Der künstlerische Wert phantastischer Erzählungen richtet sich nach dem Grade der inneren Einheitlichkeit ihrer Gestaltung, des zwingenden Zusammenhanges zwischen Diesseits und Jenenseits, das auch in der dichterischen Form sich verlaublich und das Ungewöhnliche, Seltsame, Unheimliche durch diese Form in das Bereich der Tatsachen geistigen Erlebens rückt. Seelenkenntnis und Einbildungskraft müssen einander durchdringen, um den schöpferischen Keim des Erlebnisses zu befruchten und Gestalt werden zu lassen, so daß vom Ursprung des Gestalten kaum mehr als ein Hauch durch das fertige Werk wittert. Bergengruens Erzählungen haben nun immer diesen Charakter einer künstlerischen Phantasie, nach wie verschiedenen Seiten der Gestaltungsmöglichkeit sie sich auch bewegen.

Als echter Nachahre Hoffmanns erscheint der Dichter, wo sich in seiner Erzählung die Grenzen von Tag und Traum, von Greifbarkeit und Einbildung verwischen, so daß die echte phantastische Stimmung hervorgerufen wird, die dem Genießer solchen Kunstwerks ungeahnte Dimensionen geistiger Entfaltung öffnet. Da wird denn nicht mehr gefragt nach der platten Logik des massiven Alltags, denn inmitten des gemeinsten Treibens dieser Welt brechen die Wunder einer andern auf, die, unabhängig von Zeit und Raum, ihre fremdartigen, märchenhaften Blumen um den modischen Hut des Dandys, die Kopfhülle des Philisters, den Helm des Beamten oder den schabigen Deckel des Stromers sängt. Aber das ist nur eine von vielen Möglichkeiten. Sagen und Legenden weiß der phantastische Dichter mit fester Hand zu formen und gelegentlich, um des kräftigen Kontrastes willen, in die Gegenwart hineinzureden, wie im „Sargasso Meer“, in dem die Rixe den modern ausgerüsteten Taucher in ihre Tiefe lockt, dessen Ahnherren, vor Jahrhunderten, ihr entronnen war. Als echter Künstler erweist sich Bergengruen auch darin, daß er, wie etwa in der geheimnisvollen „Fahrt des Herrn von Ringen“, den Rätseln des „anderen Ufers“ ihre Reize läßt; denn alles Schöne ist im Grunde rätselhaft, und das Phantastische hört schließlich auf, schön zu sein, wenn es — enträtselt wird.

Bergengruen hat es übrigens nicht bei diesen mehr oder weniger kurzen Erzählungen bewenden lassen, in denen mehr das Geschehen selbst als die Figuren des Geschehens zur Wirkung gelangt. Wie jeden Erzähler von Geblüt lockte auch ihn das Formproblem des Romans, und so schrieb er „Das Gesetz des Atum“ (Drei-Masken-Verlag, München), einen zuerst in der „Frankfurter Zeitung“ erschienenen Roman, dessen Handlung durchaus in der Gegenwart sich zuträgt. Und es zeugt wiederum für das künstlerische Selbstvertrauen des Dichters, daß er mitten in diese Gegenwart hinein ein uraltes Märchenproblem stellt, indem er die Geschichte von den Siebenmeilenstiefeln nach den Gesichtspunkten des neuzeitlichen Okkultismus erzählerisch umwertet; aber er vermag es freilich nicht, ohne die Existenz der Stiefel schlechthin vorauszusetzen und durch einige rätselhafte Todesfälle zu begründen. Indessen sind sie ja auch nicht die Hauptsache, oder sind es doch nicht allein. Vor allem einmal wird gezeigt, wie ein bis dahin ganz diesseits eingestellter, skeptisch veranlagter Mensch eines Tages, oder besser gesagt,

